

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 158.

Samstag, 10. Juli.

1915.

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Ein kühler, schöner Morgen. In aller Frühe hatten Nebel den Schliersee und die ihn umgebenden Hügel und Berge eingehüllt. Nun war es sehr reizvoll, wie das Licht erst silbern, dann immer goldiger strahlend das Grau durchdrang, wie die Landschaft sich aus den Schleiern schälte und es so klar, so tiefblau über den Bergen wurde wie nur an einem sonnigen Herbsttage.

An der Villa „Waldluft“ wehte schon die Fahne, und die kleinen Wimpel, die sie schmückten, flatterten so übermütig, als wollten sie vom Dach herab verhindern: Hier geht es lustig zu! Hier ist frohes Leben! Hier regt sich's schon am frühen Morgen. Bei uns ist man vergnügt!

Frau Ada Robertus hatte die hübsche Villa für den Sommer gemietet und wohnte nun seit Juli draußen mit ihren zwei Töchtern und ihrem Sohn. Ihr Gatte, ein gesuchter Münchener Arzt, konnte sich nur selten freimachen, nur zuweilen für einen Tag seine Familie aufsuchen, denn wenn er recht müde und abgepowert war, fand er in der Villa zu wenig Ruhe und Erholung. Es waren immer Gäste da, Frau Ada hatte stets ein Vergnügungsprogramm fertig. Sie würde sich ohne Gesellschaft trotz des herrlichen Herbstwetters in der ländlichen Umgebung unerträglich gelangweilt haben. Immer mußte etwas los sein. Ein bißchen „Sek“ brauchte sie zum Leben.

Heute war sie nun ganz in ihrem Element und in glänzender Laune.

Sie durfte wieder ein Kostüm tragen und etwas Komödie spielen! Der Plan zu dem Ausflug war von ihr ausgeheckt worden.

Eben hielt vor der Villa ein geschmückter Leiterwagen. Vorne drauf saßen einige ländliche Musikanten, die einen schmetternden Tusch spielten. Als hätten die hellen fröhlichen Klänge fröhliche helle Farben geweckt, belebte sich der Garten mit bunten Gestalten.

Die beiden hübschen Töchter, der achtzehnjährige Sohn und Mama Ada, auch einige Willennachbarn, die sich schon eingefunden, kamen lachend die Freitreppe herab, alle im Bauernkostüm, — lauter Pseudo-„Bühn und -Dierndln“.

Den jungen Mädchen stand die Tracht — das buntfarbige Seidentuch über dem verschürzten Nieder, die hellen Schürzen und das fesche grüne Gürtel mit der Goldschnur — vortrefflich.

Frau Robertus paßte recht schlecht in das Bauernkostüm mit ihrem allzu rosigen, stark gepuderten Teint, mit ihrem feinen, weichen Gesicht, das einmal — es war allerdings zwanzig Jahre her — dem bekannten Porträt der Recamier geglichen hatte. Sie selbst aber gefiel sich ausgezeichnet, sprach ein Wahrlich, das sie höchst unwichtig fand, und spielte mit lauter Lebhaftigkeit ihre Rolle.

„Ich bin die Guberbäuerin, und das ist mein Hansel!“ erklärte sie, ihren Sohn Bruno, der ihr am nächsten glich und der auch ihr besonderer Liebling war,

bei der Hand fassend. „Beim Förster in der Balsepp da sagen wir, daß ich einen großen Hof hier hab', und daß Ihr meine Nachbarn und Gvattern seid!“

„Ach, Mama, das glaubt dir doch kein Mensch! Man hört ja immer deinen norddeutschen Tonfall. Und eine Bäuerin mit so weißen Händen, das gibt es doch gar nicht!“ bemerkte Felicitas, die ältere Tochter.

Mama Ada machte eine beleidigte Miene.

„Als ob ich nicht so und so oft ein Bauernmädchen gespielt hätte! Du hättest nur hören müssen, welchen Beifall ich als Grille hatte!“

„Ja, auf der Bühne! Das ist doch was anderes als im hellen Tageslicht, als hier, wo man die echten Bauern so unmittelbar vor sich hat!“ warf nun auch Oly, die jüngere, ein.

„O, ich lasse mir meinen Spaß nicht verderben! Nicht wahr, Hansel! Wir zwei, wir haben Humor! Und nun vorwärts! Wer fehlt denn noch? Wir wollen fahren!“

Felicitas war wieder zurück auf die Terrasse. Von hier konnte man die Straße am besten übersehen. Mit gespannter Erwartung schauten ihre hübschen, lebhaften Augen auf den noch einsamen Weg, der sich am Seeufer hinzog.

Warum kam Oberleutnant von Fahrenstein denn so lange nicht?

Sie wußte freilich, daß er solche Maskeraden, dieses „Bauernspielen“ nicht leiden konnte, daß es ihm peinlich war, sich als „Schlierseer“ zu verkleiden, aber Mama hatte ihn aufgefordert und sie selbst hatte, als sie sich gestern nach der Bahnfahrt verabschiedeten, noch hinzugefügt: „Sie kommen doch morgen, Herr Oberleutnant?“

Wenn ihm wirklich etwas an ihrer Gesellschaft lag, dann mußte er doch das kleine Opfer bringen! Einen ganzen Tag, den sie zusammen sein konnten! — Ihre Ungeduld wuchs von Minute zu Minute!

O, er sollte sich nur unterstehen, wegzubleiben! Aber dann wollte sie zum Trost recht ausgelassen sein und sich von allen Herren den Hof machen lassen, und tanzen wie toll, und ihm dann am nächsten Tage erzählen, wie reizend es gewesen und wie gut sie sich amüsiert hatte!

Während sie diese Rache beschloß, standen ihr aber die Augen voll Tränen der Enttäuschung, und ihr feines Gesicht mit dem schlanken Näschen glühte vor Erregung.

Frau Ada hatte eben einem Neuankömmling ein jubelndes „Gris Got! Gris Got!“ entgegengerufen und schwenkte freudig ihren roten Sonnenschirm zum Willkommen. Es war ein großer, junger Mann mit einem glattrasierten Schauspielerkopf, in einem etwas zu neuen, zu bühnenmäßigen Kostüm.

„Ja, Herr Collinger, ist das aber eine Ehr' für die Guberbäuerin! So ein weitgereister Mann, so ein berühmter Herr!“ lachte Ada, ihm die Hand schüttelnd,

„Heut' bin ich nur der Franzell! Der Franzell Sollinger von Schliersee!“ versicherte er, sein grünes Hüttel schwenkend.

Er war ein gefeierter Sänger, der eine köstliche Tenorstimme besaß, der eben aus Amerika, wo er Triumphe errungen und glänzende Sagen eingeheimst hatte, zurückgekehrt war. Im Hause Robertus hatte er schon früher verkehrt, und im Winter war er ein lebhafter Besucher von Felicitas gewesen, die sich immer gerne mit dem lustigen Wiener unterhalten hatte. Er begrüßte sie auch gleich mit besonderer Wärme und war erstaunt, daß das junge Mädchen so gleichgültig über ihn hinwegschaute, nur kühl und zerstreut nickte.

„No, no, eine Hand könnten Sie mir doch geben, nachdem ich so lang fort gewesen bin!“ sagte er mit etwas gemachter Gemütlichkeit.

„Grüß Gott“, sagte sie und legte die Finger kühl in seine Hand, während ihre Augen noch immer auf die Straße gerichtet blieben.

Sollinger war es nicht gewöhnt, übersehen und schlecht behandelt zu werden. Beleidigt von ihrem kühlen Wesen wendete er sich von ihr ab und rief Oly, die sich eben noch einen Büschel rosa Nelken auf ihren Hut steckte, bewundernd zu: „Donnerwetter, Sie werden ja immer schöner!“

Oly hatte nicht die feinen Züge der Schwester. An ihr war alles kräftiger, energischer, ausgeprägter, und ihre Erscheinung wirkte viel auffallender durch den stattlicheren Wuchs, das dunklere Haar und den brünetten Teint. Sie hatte mit großem Geschick die Farbe ihres Seidentuches gewählt: ein mattes Altrosa, aus dem der elfenbeinglatte schlanke Hals hervorschimmerte, das wundervoll zu ihren dunkelbraunen Flechten stimmte.

Neben ihr stand ein junger Mann im Jägeranzug, der sie in unerbittlichem Entzücken anstarrte. Dr. Dornberg war Assistent bei ihrem Vater gewesen, und Doktor Robertus, der große Stolz auf ihn hielt, der nur fand, daß er zu viel studiere, zu viel über den Büchern sitze, von einem brennenden Wissensdurst verzehrt werde, hatte ihm den Vorschlag gemacht: „Nieber Dornberg, wissen Sie was! Sie sollen hinaus auf die Villa und meinen Bruno, den faulen Strich, ein bißchen in Drill nehmen, damit er sein Latein und Griechisch nicht ganz vergißt! Die frische Luft in Schliersee wird Ihnen gut tun, und einige Wochen Landaufenthalt sind recht am Platz für Sie! Mir aber tun Sie einen großen Gefallen.“

Er wollte dem jungen Mann, der nur wenige Mittel besaß und sich bisher mühsam durchgeschlagen hatte, die nötige Erholung verschaffen und ihm jeden Dank ersparen.

Doktor Dornberg hatte auch wirklich das Wunder vollbracht und Bruno zum Vernen angeeifert. Aber während er sich als trefflicher Erzieher erwies und seine Macht über die Gemüter zeigte, war er selbst widerstandslos in eine gefährliche Sklaverei geraten: Oly herrschte über ihn mit dem Übermut ihrer neunzehn Jahre. In der ersten vollen Ferienzeit, die er genoß, in dem Wohlbehagen und dem heiteren, lebenslustigen Ton auf der Villa war sich der junge Mann erst bewußt geworden, welche leidenschaftliche Gewalten in seiner Brust geschlummert. All sein Ehrgeiz, alle seine brennende Gier nach Wissen, der Feuereifer für seinen Beruf, sie waren wie fortgerückt, wie vergessen und versunken vor dem hübschen braunen Mädchen, das alle seine Gedanken an sich zog, ihm glühende Wünsche weckte.

Sie freute sich, daß sie bewundert wurde, ließ sich von ihm ihren Kodak und ihre Jade sowie ihre Blumen schleppen und lachte über seinen Ernst.

Schon war er ja nicht, der junge Doktor! Schmal in den Schultern, mit überhängender Gattung, dabei links in den Bewegungen; mit einer großen Nase in einem hageren Gesicht — der Typus eines in armen Verhältnissen aufgewachsenen Studenten. Aber wenn ihn ein Thema fortriß, dann blühte und leuchtete

eine ungewöhnliche Intelligenz, ein starkes Temperament aus den fahlen Zügen, dann richtete er sich wie mit einem jähen Ruck empor, und er hatte dann etwas Gebietendes, als wollte er sagen: Ich bin euch allen über! Wartet nur!

Bei seiner Magerkeit hatte er sich nicht in Antehosen und Badenstrümpfen zeigen wollen und sich einen originellen alten Jagdanzug ausgeborgt, mit einem Spizhut mit langer Feder.

„Ganz unheimlich sehen Sie aus!“ erklärte Oly. „Wie der wilde Jäger! Als ritten Sie nächstlings mit im „wilden Gejaid“.“

Das freute ihn. Er hätte ihr ja um jeden Preis einen dämonischen Eindruck machen mögen.

Felicitas hob plötzlich mit einer freudigen Regung das pikante, feine Köpfchen und sprang vergnügt die paar Stufen herab in den Garten.

Er kam! Im Lauffschrift kam er daher. Wie gut ihm die Tracht stand!

An ihrem freudigen Herzklopfen fühlte sie, daß es sich für sie nicht bloß um einen vergnügten Tag handelte, daß all das süße Träumen und Sehnen der letzten Wochen ins Wanken geraten wäre, wenn er sie heute im Stich gelassen hätte.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich so spät komme“, sagte Walter von Hohenstein atemlos. „Ich hatte solche Schwierigkeit, einen passenden Gut auszutreiben. Mein Hausherr besitzt offenbar einen Riesenschädel. Seine Kopfbedeckung fiel mir bis über die Ohren.“

Der Oberleutnant hatte eine hübsche schlanke Erscheinung und sympathische Züge mit einem ernst ruhigen Ausdruck. Der blonde Schurrbart wirkte besonders hell bei der dunklen, frischen Farbe der Wangen, und die Stirn, die sonst die Dienstmütze oder der Helm bedeckte, war auffallend weiß abgegrenzt in dem von den Manövern her noch verbrannten Gesicht.

Frau Robertus klatschte in die Hände. „Einsteigen! Einsteigen, meine Herrschaften!“

Man kletterte dann auf das primitive Gefährt. Die Holzbank, die sich an den beiden Längsseiten hinzog, war mit Rissen und Bläids belegt; recht bequem sah es sich trotzdem nicht. Aber man fuhr in fröhlicher Stimmung fort und lachte, wenn der Wagen stieß und holperte, und man mit jähem Ruck in die Höhe fuhr, unwillkürlich mit dem Nachbar zusammenprallte.

(Fortsetzung folgt.)



Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.

Moltke.

Wie es so geht!

(Originalbericht.)

Da sitze ich nun mitten in Galizien, im schönsten warmen Sonnenschein, in einer reizvollen Landschaft, weitauslaufende Felder und Wiesen, untermischt mit Wald und Gehölzen, am Horizont weiter südlich die Ausläufer der Beskiden, alles in grüner Pracht, nur unendlich trocken und staubig.

Die Dörfer, wie das unsrige. Liegen alle sehr hübsch im Laube der Bäume, die Bewohner in weißen und roten Kitteln und Röcken und auch die Weiber in langen Stiefeln, und wir können kein Wort Polnisch. Aber die zahlreichen Juden, die hier die Intelligenz und Kultur vertreten, sprechen geläufig Deutsch und ersehen die überall fehlenden Vegetafeln. Und dann die Bege! O, schönes Frankreich! Wo bleibe ich nun hier mit meinem so eifrig erlernten Französisch?

Ich liege mit allen meinen Leuten und Pferden, je 190, auf einem polnischen Gutshofe, bestehend aus fünf strohgedeckten Wirtschaftsgebäuden aus Holz oder Lehm, umkränzt von Efeu und Alagien, durchstrichen von zwitschernden Schwalben, umgeben von einem wüsten und vertrauten Garten. Das Gutshaus ist aller Fenster und Türen beraubt, die Wände weiß gestrichen, der Fußboden aufgerissen, die Ofen zerstückt. Im Hause kein Tisch oder Stuhl, keine Bank. Wir schlafen auf dem noch übriggebliebenen Fußboden auf Strohmatten

Unterlage, aber ebenso gut und tief, wie in den Betten im Schloß.

Dann die Eisenbahnfahrt von Frankfurt a. M. über Thorn, dann die ganze preussische Grenze entlang bis nach Weuthen in Oberschlesien und von da nach J. war reichlich über den Spaß. Und mit genauer Not sind wir bei der Ankunft und der Ausladung dem traurigen Schicksal entgangen, von einem russischen Flieger mit Bomben belegt zu werden. Ich hatte auf der letzten Station die Pferde satteln und in 3/4 schleunigst entladen und abrücken lassen. Der Flieger verfolgte uns, aber da wir in ziemlichen Abständen uns schnell vorwärts bewegten, schien er es wohl für aussichtslos zu halten, uns etwas zuzufenden. So kamen wir denn ohne Schaden davon und sind dem gütigen Schicksal von Herzen dankbar.

Ram und Rog genießen jetzt die wohlverdiente Ruhe nach den so überaus anstrengenden Tagen der Eisenbahnfahrt, auf der wir übrigens in ganz vortrefflicher Weise auf den Stationen verpflegt wurden. In Ermangelung von Geborrrat weiden unsere Pferde auf den guten Wiesen, und für Offiziere und Mannschaften sorgt die treffliche Feldküche, die uns alles liefert, was wir gebrauchen. Ich gedenke der schönen Lage im Westen, wo uns unser Koch mit allem versorgte, was sich auch der verwöhnteste Garmen wünschte, wo es weder an Wein, noch Bier, noch Kognak fehlte — gestern Abend habe ich mit meinem Beutnant die noch einzige Flasche Rotwein ausgetrunken und wir haben beschlossen, von heute ab strengste Abstinenz zu üben und nur noch auf Kaffee und Tee zu schwören. Schon der Gedanke an diese Zukunft macht uns unendlich glücklich. Es geht eben alles, wenn der Humor uns treu bleibt und den hoffe ich uns zum guten Freunde auch weiterhin zu erhalten. Dazu brauchen wir in erster Reihe die Gesundheit. Doch ist hier unsere Sanität zu preisen, die uns gegen alle bösen Krankheiten, wie Typhus, Cholera, Pocken, Schutzgeimpft hat. Auch die böse Gicht kann bei diesem exemplarischen Lebenswandel nicht aufkommen, die sich mein Freund und Kollege S. aus Belgien mitgebracht hat. Tägliche Luft- und Sonnenbäder unterstützen unsere gesundheitlichen Bestrebungen; bei unseren dicken Landsturmsleuten schwinden die mitgebrachten Schmerzbüchse schon sichtlich, und ich werde sie hoffentlich alle gesunder wiederbringen, als sie von Mattern weggegangen sind.

Zum Schluß noch eine kleine Geschichte, die uns unser Oberfeuerwerker gestern erzählte: Am Westen geht in unmittelbarer Nähe der Batterie ein Blindgänger nieder. Da der Feuerwerker, der das Ding entladen soll, gerade abwesend ist, befehlt der Hauptmann, den gefährlichen Feind mit einem Staketenzaun schleunigst zu umgeben. Zu dieser Arbeit bestimmt der Wachtmeister einen intelligenten Kanonier, der sich auch mit glühendem Diensteifer sofort an die Ausführung macht. Als der Hauptmann nach einer Zeit sich davon überzeugen will, ob der Befehl auch sachgemäß ausgeführt ist, kann er gerade noch sehen, wie der Kanonier mit demselben gefährlichen Gefloß den letzten Pallisadenstoß einschlägt und es dann in den schützenden Raum hineintwirft. Der Kanonier hatte in entschiedenem Gemüt, wie man es oft bei unseren Feldgrauen findet. Und Mut!

Hgm.



Aus der Kriegszeit.

In den Ruinen von Arras. Ein französischer Berichterstatter schildert im „Temps“ die Eindrücke einer Reise, die ihn in den Mittelpunkt der heißumstrittenen Kampfzone von Arras führte: „Auf dem Wege nach Arras mußten wir wegen der vielen Privat- und Militärwagen unseren Schritt verlangsamen. Bald haben wir aber die gesperrte Zone hinter uns, und es ist uns nun vergönnt, ein seltenes Schauspiel mit anzusehen. Wir wohnen einem Luftkampf bei: eine Taube verfolgt einen französischen Flieger, der, in weiße Schrapnellwolken gehüllt, einen eigenartigen Anblick gewährt. Die Bäume huddeln währenddessen in größter Seelenruhe weiter ihre Äste aus. In einiger Entfernung erblickt man die Türme von Mont-Saint-Éloi, die durch lange Risse zerfetzt und durchlöchert sind, aber noch aufrecht stehen. Nicht weit davon steht man die schlanke Silhouette des Dorfkirchturms. Man hört ganz deutlich den Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer. Schwarzer Rauch steigt über Neuville-Saint-

Baast, Ecurie, Thélus, Chante Clair, wo der Brand tobt, auf. Der Angriff und der Gegenstoß sind bei diesem Artilleriekampf, der unaufhörlich seit acht Monaten anhält, gleich heftig, aber noch nie zuvor war er so heftig. Wir überschreiten das Tor Randon, ganz erfüllt von dem schmerzlichen Gedanken an die Ruinen, die sich nun unseren Augen darbieten werden. Die Ruinen haben sich denn auch durch die andauernde Beschießung von Tag zu Tag vermehrt. Da sind die Überbleibsel des Rathhauses, das einzig in seiner Art mit seinem alten Wasserturm auf alle Bewohner von Arras seine Anziehungskraft ausübt. Es ist nur noch ein Drittel davon vorhanden, das dank seiner festen Sandsteinschicht der Wirkung der Granaten großen oder mittleren Kalibers trotzt. Es steht mitten in den Ruinen eines ganzen Stadtviertels, in dem Hunderte von Häusern wie vom Erdboden verschwunden sind. Moos beginnt auf dem unteren Teil der formlosen Steine zu grünen. Wie durch eine bittere Ironie ist ein kleiner Pavillon, die Küche eines zerstörten Hauses, das von einem Greise bewohnt wurde, stehen geblieben; es ist die letzte Spur dieser mehr oder minder prächtigen Häuser von Arras. Nur dieser kleine Pavillon erinnert noch an das Leben in diesem einst so belebten Stadtteil, in dem das regste geschäftliche Leben herrschte. Außer in einigen bevorzugten Vierteln steht man überall die durch Feuer beschädigten Häuser, die eingestürzten Dächer, die aufgerissenen Fassaden, die durchlöchernten oder gespaltenen Mauern. Die öffentlichen Gebäude haben ganz besonders gelitten: Präfektur, Krankenhäuser, Schulen, der Dom und andere Kirchen, Paphof und Kasernen bieten das Bild vollständiger Verwüstung. Die öffentlichen Gärten mit ihren hundertjährigen Bäumen sind für Verteidigungszwecke hergerichtet worden und bieten einen seltsamen Anblick. Während eines Spazierganges werde ich öfter durch ein graufiges, wohlbekanntes Pfeifen angehalten, das mich natürlich veranlaßt, die üblichen Vorsichtsmassregeln zu brauchen. Im Vorübergehen wechselt ich einige Worte mit den wenigen Bürgern, die hier zurückgeblieben sind, und die froh sind, etwas von der Außenwelt zu hören. Der Nachrichtendienst vollzieht sich hier nämlich allem durch einen Kolonialwarenhändler, der den Vorrang hat, Zeitungen aus Paris oder Pouligne-sur-Mer zu erhalten.“

Der Weg der Weltgeschichte am Tsonzo. Das gewaltige Ringen in der Tsonzolandchaft, härter und heldenhafter, als es die früheren spärlichen Berichte ahnen ließen, ist nicht der erste weltgeschichtliche Waffengang, den die Gegend von Görz, Tolmein, Monfalcone, der Kolaurat und Aen gesehen haben. Am die Veneter, die im 14. Jahrhundert v. Chr. von Thragien her über Land das Friaul bis zur Meeresküste besetzt hatten — auf sie geht auch die durch alle Folgezeiten blühende Pflanzung des T. l. Gestüt zu Lipizza ist —, besser im Römischen zu halten, gründeten die Römer 181 v. Chr. die Kolonie Aquileia als Grenzfestung, von wo aus in der Landschaft von Monfalcone mancher harte Strauß mit den Bergvölkern ausgefochten wurde. Größere Ereignisse aber spielten sich erst ein halbes Jahrtausend später ab, wenn einer Barbarentat des „ersten Barbaren auf dem römischen Kaiserthron“, des Usurpators Maximinus Thrax, nur im Vorbeigehen gedacht sei, der 238 n. Chr. über den Sontiusfluß, den heutigen Tsonzo, eine Feldbrücke aus — den stärksten Nebenstücken der Umgebung schlagen ließ. Hier auf den Görzer Gefilden erkämpfte sich Kaiser Theodosius der Große die Welt Herrschaft gegen den Usurpator Eugenius: es war die berühmte „Borajschlacht“, der letzte große Waffengang zwischen Heidentum und Christentum am 6. September 394. Von Gallien her war Eugenius mit seinem Generalissimus aus deutschem Frankenstamm, Arbogast, herangezogen, um Ungarn kam Kaiser Theodosius und lagerte sich in dem breiten Tal der Bippach. Das heidnische Draufgehen der Germanendivisionen Arbogasts zerbrach die sein nach allen Regeln der theoretischen Taktik erfundene Aufstellung des Kaisers, und Theodosius kam in die höchste persönliche Gefahr, als schon die Leibschwadronen seiner Garde zusammengehauen wurden; da erhob sich plötzlich eine gewaltige Woge, der gesündete Orkan aus den Klüften des Karnies. Das Heer des Theodosius hatte den Sturm im Rücken, während die ganze Gewalt des Unwetters die tapferen Deutschen Arbogasts ins Gesicht traf, jedes Vorrücken unmöglich machte und in der Finsternis der aufgewirbelten Staubwolken alle Ordnung löste. Der Kaiser benutzte den günstigen Augenblick zu einem mit letzter Kraft geführten Vorstoß und entschied durch den

Sieg am Tsongo zugleich den Sieg der christlichen Kultur. Fast 100 Jahre später ward „ad pontem Sontii“, an der Tsongo-Brücke, wieder um eine Krone gekämpft: Obobakar, der Herulergraf, der den letzten der römischen Kaiser, den schönen Romulus Augustulus, rücksichtslos abgesetzt hatte, ward da zum erstenmal von dem Anwalt Theodorich dem Götterkönig geschlagen. Zwei weltgeschichtliche Ereignisse von entsetzlicher innerer Fortwirkungskraft —, die Lösung des Westreiches unter deutschen Herrschern von dem Osten mit der Metropole Konstantinopel, war der wirkliche Geburtstag der germanischen Kultur Mitteleuropas. Es war nur eine allerdings furchtbare Episode ohne politische Nachwirkung; daß die Hunnen unter Attila auch Görg und den Friauf für Jagne zu einer menschenleeren Ode machten, die Völkssage hat die Gestalt der Fürstin Romilda bis heute nicht vergessen, die, eine Tarpejaner, um den Preis der Gunst des Hunnenkings ihr Vaterland verriet, von dem Fürsten aber seinen Stammeshäuptlingen überlassen und nach drei Tagen gepfählt ward. . . Es war auch eine Folge der Hunnenerwüstung, daß Alboni, als er 508 mit seinen Longobarden über den Werra-Baumher Wald heranzog, in diesem zur Verteidigung wunderbar geschaffenen Görg-Lande keinen Widerstand fand. Elbener waren es dann, die zuerst wieder zu Anfang des 7. Jahrhunderts den Südrand der Görger Berge besiedelten, bis 952 Kaiser Otto der Große Friauf und Görg als „Mark Verona“ seinem Bruder Heinrich Vorphyrogenes, Herzog von Bayern und Kärnten, abtrat. Seitdem war das schöne Land endgültig dem Deutschland gewonnen, trotzdem in späterer Zeit das italienische Volkstum sich manchmal unliebsam breit machte; vor allem der führende Adel bewahrte seine deutsche Nationalität und seine deutsche Sprache eifersüchtig, wie er denn sich unter Kaiser Ferdinand I. das Privilegium erbat, daß seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche und sein deutscher Charakter vom Landesherren anerkannt werde. Viele Adlige schickten seitdem ihre Söhne in die deutschen Schulen zu Glog und Wien — auch in Görg selbst gibt es jetzt eine deutsche Lehrerinnen-Bildungsanstalt — und bewährten sich selbst im österreichischen Dienst; aus den Görgern stammen die Altens, Cobenze, Coronini, Nabatta, Strassoldo und Thurn. So ist dem stillen Görg-Lande eine bemerkenswerte Rolle in der Weltgeschichte beschieden gewesen, und in diesem Licht gewinnt das jehuge furchtbare Alpenringen zwischen romanischem Wesen und österreichischem Deutschland eine ungeahnte Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft.

Diaz, der kühne Schwimmer. Als Porfirio Diaz, dessen abenteuerliches Leben nun abgeschlossen ist, noch Präsident von Mexiko war und eines Tages in seinem Arbeitszimmer über Alten saß, wurde ihm die Karte eines bis dahin völlig unbekannten Mannes überbracht, der ihn dringend zu sprechen wünschte. Der Mann wird hereingeführt, und es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch: „Was kann ich für Sie tun?“ „Man hat mir von Ihrer Flucht von der „City of Habanna“ erzählt. Die Geschichte klingt höchst unwahrscheinlich.“ „In der Tat, mein Herr, aber sie ist trotzdem wahr.“ „Sie verbürgen sich dafür?“ „Bei meiner Ehre!“ „Verzeihen Sie, Herr Präsident, aber ich werde sie erst glauben, wenn ich sie aus Ihrem Munde höre.“ „Ich stehe Ihnen zu Diensten.“ Und so erzählte Präsident Diaz zum hundertsten Male die Geschichte von seiner kühnen Schwimmtour, mit der seine Laufbahn begann. Es war die Geschichte, die jeder Bürger von Mexiko von ihm hören wollte und auf die alle stolz waren. Sie zeigt in der Tat den ganzen verwegenen Mann, dem seine Unerfahrenheit auch über die schwierigsten Lagen hinweghalf. Es war im Jahre 1877. Diaz war dem Präsidenten Lerdo als Gegenpräsident unbehagen geworden und hatte in die Verbannung nach New Orleans gehen müssen, wo er die Zeit mit der Ausarbeitung seiner Reformpläne für Mexiko zubrachte. Jetzt wollte er auf dem Dampfer in die Heimat zurückkehren; aber kaum hatte das Schiff den Hafen verlassen, als sich ein Mann, der unter dem Pseudonym die Uniform eines mexikanischen Offiziers trug, dem Kapitän zu erkennen gab und erklärte, es wäre ein mexikanischer Staatsverbrecher und Revolutionär, Don Porfirio, an Bord, den er tot oder lebendig abzuliefern habe. Der Kapitän wies ihn ab, und so mußte sich der Fährer begnügen, bis sie auf mexikanisches Gebiet gekommen und die Boote an Bord gegangen wären, sein Opfer zu beobachten. Diaz wußte natürlich sofort von dem Plan, und schnell war sein Entschluß zur

Flucht gefaßt. Ein Freund, ein Deutschamerikaner, der von der Verwirklichung der Pläne Diaz' viel erwartete, war ihm ein getreuer Helfer. Ernst Below hat uns in seinem Buch „Mexiko“ diese abenteuerliche Flucht in allen Einzelheiten geschildert. Wie immer sich eine ganze Schar von Haien eingefunden, die dem Schiffe im Kielwasser folgten; die vom Hintersteck herabhängende Gaisfischangel vermieden die gefährlichen Ungeheuer sorgfältig, aber alles, was sonst von Bord fiel, verschwand in ihrem Magen. Es schien also nicht sehr ratsam, sich ins Wasser zu wagen, um die unferne Küste schwimmend zu erreichen. Aber der Freund wußte sich zu helfen. In der Nacht befestigte er heimlich ein mächtiges Stück Fleisch an einer Stange, hängte den Ast der auf der Leeseite über Bord, zog ihn wieder heraus und befestigte ihn dann als Bodfutter an Backbord. Als bald sah man deutlich die ganze Schar der Haie zu dieser Seite hinüberschwimmen; jetzt öffnete sich auf der andern Seite eine Schiffsluke, und an einem Seil ließ sich eine mit Axt und langem Messer bewaffnete Mannsgestalt mit Schwimmgürtel vorsichtig, fast geräuschlos ins Wasser hinab. Sie tauchte unter, kam aber bald wieder zum Vorschein und entfernte sich mit stinken Schwimmstöcken vom Rande des Dampfers. Bald sah man den Kopf nur noch als kleines, schwarzes Pünktchen aus den leicht gekräuselten Wellen tauchen, dann entschwand er in der Ferne den Blicken. . . Um die Spur Don Porfirios zu verwischen, fand der Freund aber noch ein neues Mittel: Als das Ziel nahe war und der Lotse kam, warf er aus dem Kajütenfenster eine mit dem gewöhnlichen Anzug des Don Porfirio bekleidete Gestalt ins Wasser, der auf „Mann über Bord!“ erscholl, und alle sahen die Puppe eintauchen und sofort untergehen — sie war nämlich vorsorglich mit einem Stein beschwert. Der mexikanische Hauptmann gebärdete sich wie unsinnig, denn das Opfer war ihm entwischt und der hohe Lohn entgangen; aber wenigstens konnte er doch melden, daß der Staatsverbrecher den Tod in den Wellen gesucht und gefunden habe. Der kühne Schwimmer war unterdessen sicher an Land gegangen und fand seine Truppen, die ihn erwarteten, und an deren Spitze er siegreich vordrang, um den Präsidentenstuhl einzunehmen und seinem Vaterlande eine lange Zeit ruhigerer Entwicklung zu bereiten. . .

Wie man Russen fängt. Bei P. erhielt der 2. Zug der 12. Kompagnie Infanterie-Regiments Nr. 176 den Befehl zum Vorgehen gegen einen noch nicht festgestellten Gegner in der Plante. Beim Vorrücken in dem unübersichtlichen Gelände kam der Musketier Grenz von seinem Zuge ab und ganz kurze Zeit als vermisst. Um so größer war die Überraschung, als er sich nach einigen Stunden mit 13 Gefangenen bei der Kompagnie meldete. Diese Gefangenen hatte er auf folgende Weise gemacht: Beim Aufsuchen seiner Kompagnie kam er an einem Gehöft vorbei, in welchem er vom Feinde anscheinend im Stich gelassene Gewehrpyramiden stehen sah. Sofort ging er auf diese zu, um sie als Kriegsbeute mit Beschlag zu belegen. Angesichts der Schwierigkeiten jedoch, die ihm das Fortschaffen der Gewehre bereitet hätte, entschloß er sich, die Waffen durch Zertrümmern unbrauchbar zu machen. Während dieser Beschäftigung kamen aus einer benachbarten Scheune neun feindliche Infanteristen heraus, die verwundert das Zerstückelungswerk gewahrten. Grenz verlor seine Geistesgegenwart nicht; er setzte in Ruhe sein begonnenes Werk fort und erwiderte durch lautes Rufen nach rückwärts dem Anschein, als ob in seiner nächsten Nähe deutsche Truppen sich befänden. Dann forderte er die Feinde durch Zeichen auf, sich gefangen zu geben. Ihrer Waffen beraubt, wagten diese keinen Widerstand. Als nun Grenz mit den neun Gefangenen abzog, fielen plötzlich von der Seite her Schüsse. Sofort ging er mit seinen Gefangenen in einem Chauffeegraben in Deckung; von dort aus erkannte er, daß die Schüsse von einer aus fünf Mann bestehenden feindlichen Patrouille herrührten. Sofort eröffnete er das Feuer und schoß einen seiner Gegner nieder. Bei dem herrschenden Nebel mochten die vier Überlebenden nicht erkannt haben, woraus sich der aus zehn Mann bestehende Gegner zusammensetzte; angesichts der vermuteten feindlichen Überlegenheit hielten sie es für das ratsamste, die Gewehre fortzuwerfen und mit hochgehobenen Händen herüberzukommen, um sich zu ergeben. Zwar gab es unter ihnen im ersten Augenblick einige erstaunte Gesichter, als sie sahen, woraus sich der „Feind“ zusammensetzte, doch folgten sie willig dem Beispiel ihrer zuerst gefangenen neun Landsleute.